

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	20 (1944-1945)
Heft:	10
Artikel:	Die Klagemauer : Bemerkungen eines Bürgers zur Haltung des Bundesrates seit dem 8. Mai
Autor:	Guggenbühl, Adolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1069606

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

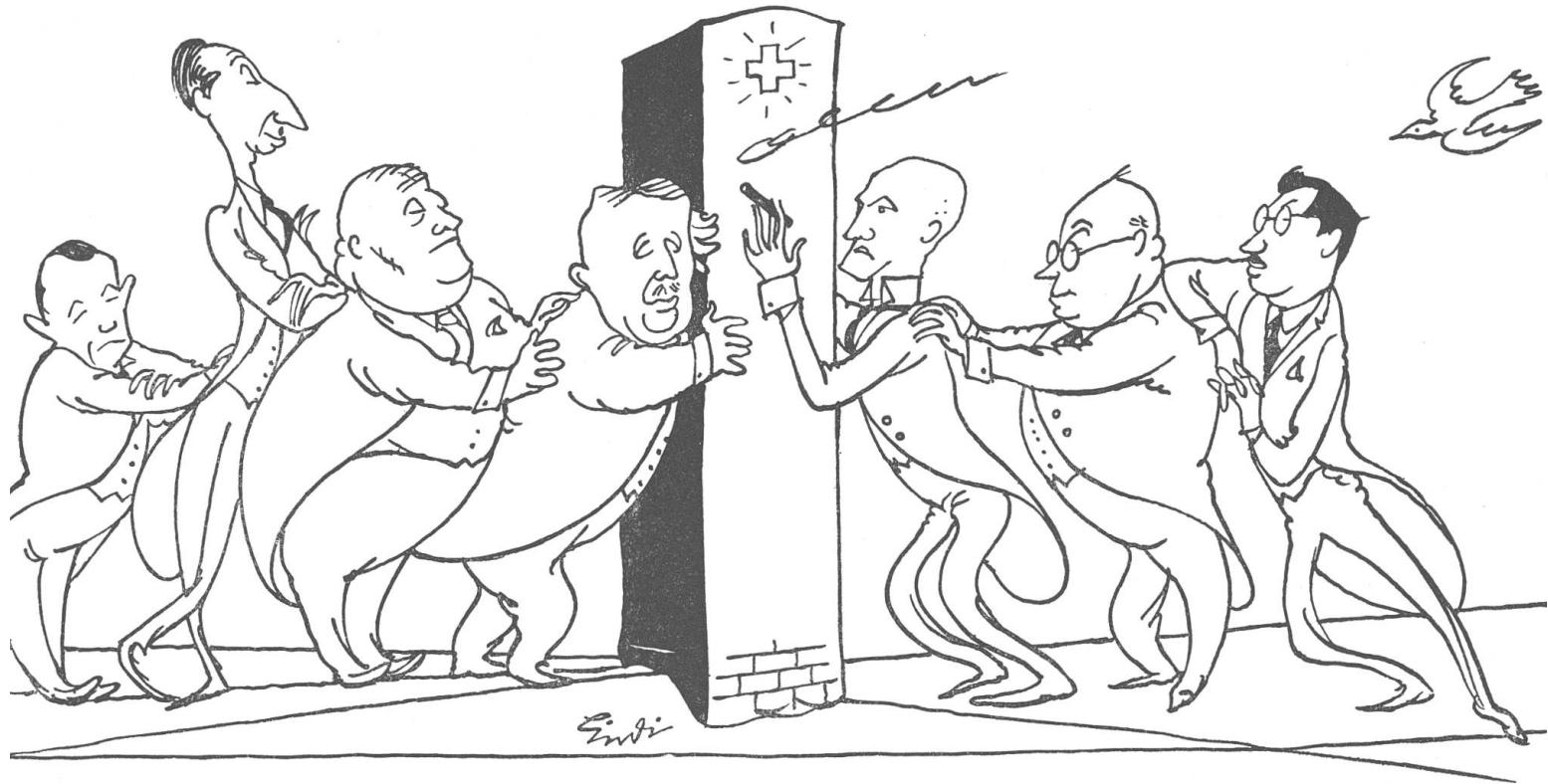
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE KLAGEMAUER

*Bemerkungen eines Bürgers zur Haltung des Bundesrates seit dem
8. Mai*

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Lindi

*Hat's brav gemacht, hat's brav gemacht,
drum wird ihm jetzt ein Hoch gebracht!*
heißt es in einem alten studentischen Rundgesang.

Wer möchte bezweifeln, daß der Bundesrat, der das große Kunststück fertig gebracht hat, das schweizerische Staats-schiff unversehrt zwischen den Klippen des zweiten Weltkrieges hindurchzu-steuern, seine Sache nicht nur brav, sondern ausgezeichnet machte? Und doch erklingen die Hochrufe merkwürdig gedämpft. Ja, seit Kriegsende hat sich un-erwartet zwischen dem Schweizervolk und seiner obersten Behörde ein Graben auf-getan, der immer breiter zu werden droht. «Das ist der Dank der Republik!» wird

der eine oder andere unserer Magistraten mit bitterem Lächeln denken, wenn ihm diese unerfreuliche Tatsache bewußt wird. Ich glaube, das Zitat ist dieses Mal nicht am Platze. An dem Malaise ist nicht der Bürger, sondern der Bundesrat schuld, der in den letzten zwei Monaten einige grund-sätzliche psychologische Fehler gemacht hat.

Es begann mit jenem unglücklichen Communiqué vom 8. Mai, worin uns empfohlen wurde, die Waffenstillstands-feier «würdig» zu begehen und jede Be-flaggung zu unterlassen. Diese kalte Du-sche hatte ein außerordentlich unerfreu-lisches Ergebnis. Nach fünfeinhalb Jahren war der Alpdruck endlich gewichen, nach fünfeinhalb Jahren hatte eine Bedrohung,

wie sie in diesem Ausmaß unser Land wohl selten gefährdet hatte, aufgehört zu existieren. Jeder Schweizer war sich darüber klar, daß der Sieg der Alliierten für unser Land wichtiger war als für die Alliierten selbst. Hätte der Nationalsozialismus seine Pläne verwirklichen können, so hätten wohl England, Rußland und Amerika vorübergehend ihre Weltstellung verloren, die Schweiz aber wäre endgültig von der Landkarte ausgelöscht worden. Wenn deshalb je ein Tag in unserer Geschichte gefeiert werden mußte, so war es der 9. Mai 1945. Warum mußte der Bundesrat bei diesem ursprünglichen und allgemeinen Ausdruck der Freude als Spielverderber auftreten?

Unsere Familie hat früher an allen Sonn- und Festtagen die Schweizerfahne vor dem Haus hochgezogen. Nach dem verhängnisvollen Abkommen von München beschlossen wir, die Fahne bis zum endgültigen Zusammenbruch des Nationalsozialismus im Schrank liegen zu lassen. Wie ersehnten wir den Moment, da das stolze Symbol unseres freien Vaterlandes wieder in der Sonne leuchten würde!

Als die Nachricht von der Kapitulation Deutschlands eintraf, war ich im Militärdienst in Bellinzona. Sofort telephonierte ich meiner Frau, sie möchte sich doch durch die bundesrätliche Weisung nicht einschüchtern lassen; die Fahne müsse unter allen Umständen aufgezogen werden. In der Stadt Zürich wurde an jenem Tage noch manche Fahne hinausgehängt. Aber das Communiqué des Bundesrates brachte es fertig, alle diese Eidgenossen in die Rolle von unfolgsamen Schulbuben zu drängen. Hatte die Regierung Angst vor allzu wilden Freudenausbrüchen? Als ob es in einem solchen historischen Augenblick auf ein paar eingeschlagene Schaufensterscheiben angekommen wäre! Es gibt in Gottes Namen auch im Leben eines Staates Situationen, wo Ruhe nicht mehr des Bürgers erste Pflicht ist.

Wenn die einzelnen Herren Bundesräte für sich den Wunsch hatten, diesen

Tag in stiller Zurückgezogenheit zu begehen, so wird ihnen dies sicher niemand verwehrt haben. Aber der Soldat, der für das Vaterland in vielen hundert Aktivdiensttagen seine Pflicht tat, der Bauer, der sich fast zu Tode mühete, um die nationale Anbaupflicht zu erfüllen, die Hausfrau, die mit musterhafter Disziplin die Rationierungsschwierigkeiten meisterte, sie alle empfanden es als Ungeheuerlichkeit, daß ihnen wie kleinen Kindern vorgeschrieben wurde, wie sie diesen Freudentag zu begehen hätten.

Übrigens war gerade dieses Communiqué ein Hauptgrund, warum die Demonstrationen an vielen Orten nicht ganz einwandfrei vor sich gingen.

Im Tessin, wo man weniger gubernemental ist, setzte sich die Mehrheit der Bevölkerung über den Erlaß hinweg. Es bildeten sich spontan Umzüge, aber da keine Militärmusik spielte, keine Vertreter der Behörden sprachen, nichts vorbereitet war, hatten es einige Radaumacher leicht, diese Kundgebungen auf ihre Mühle zu lenken.

Ich weise auf diese Dinge, die schon im letzten « Schweizer Spiegel » behandelt wurden, nochmals ausführlich hin, weil sie mir symptomatisch erscheinen. *Der Bundesrat hat es nicht verstanden, den Übergang vom Krieg zum Frieden zu finden.* Er versuchte damals und versucht auch jetzt noch, die Grenze zwischen Krieg und Frieden zu verwischen, während es im Gegenteil nötig gewesen wäre, sie zu betonen, einen deutlichen Markstein zu setzen.

* * *

Die Unfähigkeit zur Umstellung offenbarte sich auch bei der Säuberung unseres Landes von nationalsozialistischen und faschistischen Elementen.

Wir beherbergten in der Schweiz Tausende von Ausländern, von denen wir aus Spionageprozessen, aus schriftlichen und mündlichen Äußerungen wußten, daß sie nur darauf warteten, ihrem Gastland in den Rücken zu fallen. Diese Leute

mußten während des Krieges toleriert werden. Mit ohnmächtigem Grimme mußten wir ihrem Treiben zusehen, genau so, wie der Bundesrat die vielen Drohungen und Beleidigungen der nationalsozialistischen Gangster-Regierung hinnehmen mußte und es nicht einmal wagen konnte, das Schweizervolk darüber zu orientieren. Politik ist die Kunst des Möglichen, und ich halte es für das einzige richtige Verhalten unserer obersten Behörde, daß sie sich, als die Machtverhältnisse noch einseitig gelagert waren, nicht provozieren ließ. « Mach e Fuuscht, wänn d' kei Hand häsch. » Ein Geisteskranker darf nicht gereizt werden.

Aber daß man den ersten günstigen Augenblick benützen mußte, um die Geheimdossiers zu öffnen und die Feinde unserer Demokratie mit Schwung über die Grenzen zu befördern, sollte doch ebenso selbstverständlich sein.

Und nun geschah wieder etwas Unbegreifliches. In Bern begnügte man sich damit, vorerst ein paar lumpige Dutzend Leute auszuweisen, und erst auf Drängen der öffentlichen Meinung wurde dann mitgeteilt, weitere Abschiebungen durch die Kantone stünden bevor. Ja, der Bundesrat beging die Ungeschicklichkeit, einzelne dieser Schädlinge sogar in Schutz zu nehmen. Er ließ — es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre — durch einen Psychiater dem Schweizervolk erklären, warum die spezielle geistige Verfassung der Tochter Mussolinis eine besondere Schonung dieser Person nötig mache, wie wenn man sich nicht bei tausend andern, weniger prominenten Flüchtlingen über deren geistige Verfassung nicht mit äußerster Rücksichtslosigkeit hinweggesetzt hätte! Man ging sogar so weit, für den ehemaligen Gesandten des nationalsozialistischen Regimes ein eigentliches Plädoyer zu verfassen!

All das mußte den Eindruck erwecken, als ob der Bundesrat diese Säuberung eigentlich bedaure. Dadurch haben sich unsere Landesväter in eine ganz merkwürdige Lage drängen lassen. Schon jetzt

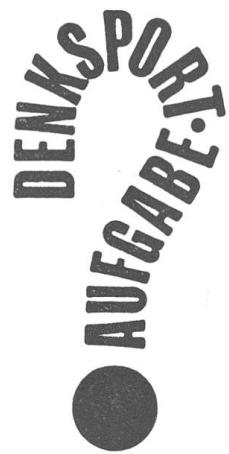
werden sie von gewissen Kreisen als eine Art Vichy-Regierung gebrandmarkt. Dabei ist es doch eine geschichtliche Tatsache, daß es der jetzige Bundesrat war, der, zusammen mit dem General, den Widerstand à outrance proklamierte. Es war der jetzige Bundesrat, der im gefährlichsten Moment, damals, als die Schweiz von den Achsenmächten ganz eingeschlossen war, jenes Manifest vom 18. April 1940 erließ, worin es hieß: « Wenn durch Radio, Flugblätter und andere Mittel Nachrichten verbreitet werden sollten, die den Widerstandswillen von Bundesrat und Armeeleitung anzweifeln, so sind diese Nachrichten als Erfindung der feindlichen Propaganda zu betrachten. Unser Land wird sich gegen jeden Angreifer und mit allen Mitteln aufs äußerste verteidigen. »

Mit dieser Erklärung hat der Bundesrat damals Brücken hinter sich verbrannt. Er hat eine Lage geschaffen, die eine Kapitulation gegenüber einem Angreifer grundsätzlich nicht mehr zuläßt. Wir kennen keine Urkunde aus der Schweizergeschichte, die an Größe diesem trockenen Erlaß gleichkäme. Diese Sätze werden einmal unsere Kinder und Kindeskinder auswendig lernen.

Der Bundesrat verhielt sich also im entscheidenden Augenblick so, wie es der glorreichsten und tollkühnsten Widerstandsbewegung würdig gewesen wäre. — Trotzdem können heute jene extremen Kreise, die seinerzeit unsere Landesverteidigung sabotierten und damit bestrebt waren, aus unserm Land ein zweites Dänemark zu machen, die Bundesräte als Kolaborationisten anprangern, während sie sich selbst als die eigentlichen Träger der schweizerischen Widerstandsbewegung ausgegeben.

Daß diese Geschichtsfälschung Glauben findet, kommt nur daher, daß der Bundesrat den falschen Eindruck erweckt, als bereite ihm die Niederlage des Nationalsozialismus eigentlich keine Genugtuung.

* * *



Der Männerchor Sümpfliwil hat Generalversammlung. Traktandum III heißt: Herbstveranstaltung. Der Vorstand schlägt der Generalversammlung vor, auch dieses Jahr die traditionelle Abendunterhaltung im Leuen durchzuführen. Herr Sekundarlehrer Hartmann findet, in Anbetracht des allgemeinen Elendes in Europa sei es angezeigt, dieses Jahr auf die Veranstaltung zu verzichten; er stellt einen entsprechenden Antrag. Herr Stämpfli, der Schwager des Leuenwirtes (der mit diesem seit der Erbteilung auf gespanntem Fuß lebt), vertritt die Ansicht, an Stelle der Abendunterhaltung wäre ein Sauserbummel mit Damen am Platze. Der Sektionschef, Herr Käser, kann sich diesem Vorschlag anschließen, stellt aber im Gegensatz zu Herrn Stämpfli den Antrag, diesen Ausflug ohne Damen durchzuführen. Herr Zivilstandsbeamter Hässig spricht sich für die Abendunterhaltung aus, schlägt aber vor, daß die Passivmitglieder nicht wie letztes Jahr freien Eintritt haben, sondern daß sie eine reduzierte Eintrittsgebühr von Fr. 1.— bezahlen. Herr Verwalter Bietenholz erklärt sich mit seinem Vorredner einverstanden, findet aber den Ansatz von Fr. 1.— für die Passivmitglieder zu hoch und schlägt vor, nur 50 Rappen zu verlangen.

Da die Diskussion nicht mehr benutzt wird, schreitet der langjährige Präsident des Männerchors Sümpfliwil, Herr Gemeindeschreiber Heß, zur Abstimmung.

Frage: Wie muß er die Abstimmung durchführen, damit, wie es sich in einer Demokratie gehört, der Wille der Vereinsmitglieder richtig zum Ausdruck kommt?

Antwort Seite 59

Zu Beginn des Krieges wurden der Exekutive außerordentliche Vollmachten übertragen. Sie hat davon, wie es nötig war, weitgehenden Gebrauch gemacht. Das Schweizervolk hat unter diesen Einschränkungen der Freiheit schwer gelitten. Warum hat der Bundesrat nicht, wie das die englische Regierung tat, bei Ende des Krieges schlagartig diese Fesseln gelockert, so weit es möglich war? Kein vernünftiger Mensch meint, diese Einschränkungen müßten von einem Tag auf den andern ganz verschwinden. Aber man möchte wenigstens ernsthafte Beweise des guten Willens sehen.

* * *

In all dem kommt der gleiche Fehler zum Ausdruck: Unsere oberste Behörde will die Tatsache des Kriegsendes nicht anerkennen und setzt sich dadurch in einen scharfen Gegensatz zur öffentlichen Meinung, die merkt, daß an dieser Einstellung irgend etwas nicht stimmt. Wahrscheinlich liegt diesem Verhalten der Behörde eine Unterschätzung des sogenannten «einfachen Mannes» zugrunde. So wie es ängstliche Ärzte gibt, welche fürchten, ihr Patient würde nach einer langen und gefährlichen Krankheit sich nun plötzlich wieder unmäßigen Ausschweifungen hingeben, und die deshalb auch nach der Genesung die Lage viel pessimistischer darstellen, als sie ist, so hat der Bundesrat offenbar Angst, das Schweizervolk würde in eine gefährliche Euphorie verfallen, wenn man es nicht im Glauben läßt, die Kriegsgefahr sei eigentlich noch gar nicht zu Ende.

Man wird deshalb nicht müde, in larmoyantem Ton immer wieder zu erklären, die Lage bleibe «nach wie vor äußerst gespannt». Sogar wenn man angenehme Mitteilungen bekanntgibt, wie z. B., daß die Lebensmittelzuteilung im Juni erhöht wurde, wird gleichzeitig beigefügt, man müsse ja nicht etwa glauben, die Versorgungslage habe sich gebessert.

Obwohl der Krieg in Europa tatsächlich ein Ende gefunden hat, und zwar auf eine Art, die unsere kühnsten Erwartungen übertrifft, obwohl keine fremden Truppen in die Schweiz abgedrängt wurden, obwohl sich das gefürchtete deutsche Reduit an der Schweizer Grenze als Bluff erwies, obwohl die Russen ihre Pferde nicht am Bodensee tränken konnten, obwohl wir von Einbrüchen heimmarschierender Fremdarbeiter verschont blieben, obwohl die Zufuhren bereits wieder besser sind, obwohl die von allen Fachleuten mit Sicherheit vorausgesagte Arbeitslosigkeit nach der Demobilisation nicht eingetreten ist — fahren unsere Behörden mit ihren langweiligen Ermahnungen zur Disziplin und zum Bravsein fort.

Diese Einstellung führt dazu, daß sich heute viele Schweizer um die Früchte des Friedens betrogen fühlen. Daraus entstand diese merkwürdige Spannung, die heute herrscht.

* * *

Sicher gibt es Völker, die von Natur aus so leichtsinnig sind, daß ihnen eine solche siebenköpfige Cassandra not täte. Aber das Schweizervolk braucht diese pessimistischen Ermahnungen bestimmt nicht. Leichtsinn ist nicht unser Nationallaster, viel eher ein übermäßiger Hang, alle Schwierigkeiten zu ernst zu nehmen. Bei uns sind jene Moralisten ohnehin zu zahlreich, welche glauben, wir dürften nicht durch Glücklichsein den Zorn der Götter heraufbeschwören und die der Ansicht sind, man müsse mindestens jeden Monat ein wohlältiges Abzeichen kaufen oder einen Fünfliber in den Schweizer-Spende-Topf werfen, um sich überhaupt das Recht zum Lachen zu erkaufen. Und noch zahlreicher sind jene Zweckspessimisten, jene Wirtschaftsgruppen, denen es materiell so gut geht, daß sie (nach dem Motto: «Lerne klagen, ohne zu leiden!») alles Interesse

daran haben, einen grauen Schleier über die üppige Wirklichkeit zu breiten.

Wenn unserm Volke von seiner Regierung schon etwas eingespritzt werden muß, dann viel eher eine Dosis von Zukunftsglauben und Optimismus.

Ich habe kürzlich einen Brief von einem alten Freund aus England erhalten. Der Krieg hat dort viel tiefere Wunden geschlagen als bei uns; es gibt dort viel schwierigere soziale Probleme zu lösen, außerdem steht das Land immer noch im Krieg mit Japan. Trotzdem ist dieser Brief erfüllt von einem zuversichtlichen Glauben an die Zukunft, wie man ihn hier selten antrifft.

Nein, die Gefahr, daß wir die Zukunft in allzu rosigen Farben sehen, besteht wahrhaftig nicht. Der Schweizer ist — ich will nicht sagen, zu nüchtern, aber historisch zu gut geschult — um zu glauben, nach dem Krieg entstehe eine grundsätzlich bessere Welt. Der große Realitäts-sinn unseres Volkes macht jedem einzelnen klar, daß der Mensch den alten Adam nie ablegen kann, und daß deshalb Schweiß, Blut und Tränen nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden unser Los sind. Aber trotzdem gibt es natürlich Zeiten des relativen Elendes und solche des relativen Glücks. Während des Krieges sind die Pforten der Hölle geöffnet; im Frieden ist nicht alles ideal, aber immerhin ist dann das Leben unendlich viel leichter.

Das Schweizervolk hat, genau wie das englische Volk, Grund, auf seine Haltung während des Krieges stolz zu sein. Es hat deshalb das Recht, mit gutem Gewissen die Früchte des Friedens zu genießen und darf mit Zuversicht in die Zukunft blicken.

Möchte es doch in dieser Haltung durch unsere Offiziellen ermuntert, zum mindesten nicht behindert werden! Möchten sich doch unsere Bundesräte entschließen, die Klagemauer, die sie zu ihrem liebsten Aufenthaltsort gemacht haben, wenigstens bis zum nächsten Kriege zu verlassen!